

Tobias Freimüller

Frankfurt und die Juden

Neuanfänge und
Fremdheitserfahrungen

1945–1990



Wallstein

Tobias Freimüller
Frankfurt und die Juden
Neuanfänge und Fremdheitserfahrungen 1945-1990

STUDIEN ZUR GESCHICHTE
UND WIRKUNG DES HOLOCAUST

Herausgegeben von Sybille Steinbacher
i.A. des Fritz Bauer Instituts

Band 1

zugleich

BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE
DES 20. JAHRHUNDERTS

Herausgegeben von Norbert Frei

Band 28

Tobias Freimüller

Frankfurt und die Juden

Neuanfänge und
Fremdheitserfahrungen
1945 – 1990

WALLSTEIN VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2020

www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Adobe Garamond und der Frutiger

Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf, unter Verwendung eines Fotos aus dem Jahr 1961: Der ehemalige Rabbiner Georg Salzberger (links) und der Oberbürgermeister von Frankfurt Werner Bockelmann (rechts) während der Eröffnung der Ausstellung »Synagoga«. © dpa / picture alliance

Lektorat im Fritz Bauer Institut: Regine Strotbek

ISBN (Print) 978-3-8353-3678-0

ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-4492-1

INHALT

1	Einleitung	7
2	Rekonstruktion und Neuanfang (1945-1949)	28
	Kriegsende und amerikanische Besatzung (28) Der gerettete Rest – Displaced Persons (37) Deutsche, Juden und Polen (47) »Judenbetreuung« in Frankfurt (58) Politischer Neuanfang in Frankfurt (69) Rückkehr in die Heimat? Frühe Remigration (74) Die Rückkehr des Instituts für Sozialforschung (81)	
3	Migration und Stabilisierung (1949-1956)	93
	Eine Zukunft in Deutschland? (93) Restitution (108) Wer sind die Frankfurter Juden? (116) Offenbach und die Evakuierung jüdischen Kulturguts (123) Entschädigung (130)	
4	Juden und Deutsche in den 1950er Jahren	146
	Versöhnung und Loyalität (146) »Christlich-jüdische Zusammenarbeit« (154) Ein unheimliches Gefühl – Antisemitismus und Friedhofsschändungen (162) Skandale und Prozesse (171) Der Skandal um die jüdische Wiedergutmachungsbank Frankfurt (178)	
5	Sozialfürsorge und Religion	187
	Migration, Demographie und Stabilisierung (187) Arbeitsmarkt und Integration (202) Lebensumstände der älteren Gemeindeglieder (210) Neuanfang und Integration: Rabbiner Lichtigfeld (216) Das unsichtbare jüdische Leben (225) Säkularisierung und Religion (232) Jugendarbeit (239)	
6	NS-Vergangenheit und jüdisches Gedächtnis	246
	Das verlorene jüdische Gedächtnis (246) Das Schweigen über die Vergangenheit (253) Die Rückkehr der Vergangenheit (259) Jüdisches Leben in den 1960er Jahren (269)	

7	Jüdisches Leben und Transnationalität	279
	Kulturimport und Demokratie (279) Wer sind die deutschen Juden? (285) Frankfurt und Amerika (293) Das Fortleben der Jüdischen Gemeinden im Exil (304) Frankfurt und Israel (311) Israel und die Frankfurter Jüdi- sche Gemeinde (318) Die Stadt Frankfurt und die ehemaligen Frankfur- ter (325)	
8	Generationenkonflikte in den 1960er Jahren	330
	Amerika, der linke Fortschritt und der Genius Loci (330) Jüdische Ju- gend in Frankfurt (343) <i>Regew</i> und der Beginn des Generationenkon- flikts (350) Liberalismus und Reform in der Gemeinde (356) Frankfurt 1968 (362) Daniel Cohn-Bendit und der Pariser Mai (371) Frankfurt – Paris – Israel: Suchbewegungen (380)	
9	Krisen und Konflikte in den 1970er Jahren	389
	Die Neue Linke und Israel (389) Die Revolte im Gemeinderat (397) Zer- störung im Wiederaufbau (405) Häuserkampf (417) Streit um ein The- aterstück (426) Ruhige und unruhige Jahre (435) Fremd im eigenen Land (441)	
10	Konflikte, Skandale und Versöhnungsgesten	446
	Die Entdeckung der Frankfurter Juden (446) Die Frankfurter Jüdische Gruppe (456) Der Müll, die Stadt und der Tod (463) Das »Coming-out«? (479) Selbstverortung, Historisierung und zweierlei Normalisierung (487)	
11	Schluss	502
	Eine Erfolgsgeschichte (504) Eine Migrationsgeschichte (506) Eine Nachge- schichte des Nationalsozialismus (509) Eine segmentierte Geschichte (512)	
	 Anhang	
	Abkürzungen	521
	Quellen	524
	Literatur	527
	Personenregister	557
	Dank	567

1 EINLEITUNG

Anfang November 1985 lud der *Spiegel* zu einem Streitgespräch der besonderen Art.¹ Am Tisch in der Frankfurter Redaktionsvertretung nahmen »ein konservativer und ein linker Jude« Platz, wie der »Hausmitteilung« zu entnehmen war. Gemeint waren der Vorstandsvorsitzende der Jüdischen Gemeinde Frankfurt Ignatz Bubis und Daniel Cohn-Bendit, ehemals Held des Mai 1968 in Frankreich, inzwischen Spiritus Rector des Frankfurter Magazins *Pflasterstrand*, Mitglied der Grünen und Berater des frischgebackenen Hessischen Umweltministers Joschka Fischer. Den Anlass für das Gespräch bildete die Verhinderung der Uraufführung von Rainer Werner Fassbinders umstrittenem Theaterstück *Der Müll, die Stadt und der Tod* in den Frankfurter Kammerspielen am 31. Oktober 1985. Während Bubis mit weiteren Mitgliedern der Jüdischen Gemeinde die Bühne besetzt und damit die Vorführung blockiert hatte, war Cohn-Bendit aus dem Parkett heraus lautstark für die Uraufführung eingetreten. Vorangegangen war der bundesweit aufsehenerregenden Aktion ein monatelanger Streit darüber, ob das Fassbinder-Stück als antisemitisch anzusehen sei oder nicht und ob seine Uraufführung in Frankfurt deswegen statthaft sei oder verhindert werden müsse.

Seine besondere Brisanz erhielt der Streit dadurch, dass die in Fassbinders Stück auftretende Hauptfigur eines »reichen Juden«, der sein Vermögen durch Immobilienspekulation erworben hatte, geradezu dazu einlud, hier den Frankfurter Immobilienmakler Ignatz Bubis portraitiert zu sehen. Dieser hatte gut zehn Jahre zuvor im Frankfurter »Häuserkampf« um besetzte Villen im Stadtteil Westend eine beträchtliche Bekanntheit als vermeintlicher »Spekulant« erworben. Daniel Cohn-Bendit dagegen hatte sich damals auf der Seite der Hausbesetzer befunden.

Dass der Streit über das Fassbinder-Stück nur vor dem Hintergrund der Auseinandersetzungen der 1970er Jahre zu verstehen war, schien Hellmuth Karasek und Ulrich Manz, die das Streitgespräch moderierten, nicht weiter erklärungsbedürftig. Genauso »unversöhnlich« wie vor wenigen Tagen in den Kammerspielen hätten sich Bubis und Cohn-Bendit »zuletzt vor elf Jahren« gegenübergestanden, bemerkten die Redakteure zum Einstieg. Während Bubis sich zuerst an ein damaliges Zusammentreffen mit Cohn-Bendit nicht erin-

1 Wir haben eine Leiche im Keller. Ignatz Bubis und Daniel Cohn-Bendit über Juden in Frankfurt und den Fassbinder-Streit, in: *Der Spiegel*, 11. 11. 1985, S. 24-32.

nern wollte, bestätigte der nur zu gerne: »Doch, doch, wir hatten über die Polizei miteinander zu tun.« Tatsächlich hatte Cohn-Bendit zu den Besetzern eines Hauses gehört, das sein Besitzer Bubis schließlich von der Polizei räumen ließ. Ihm sei damals »nicht bewusst [gewesen], wer die Personen auf der anderen Seite sind«, erklärte Bubis jetzt, und im Übrigen habe er sich seinerzeit im Einklang sowohl mit Recht und Gesetz als auch mit dem politischen Willen der Frankfurter Stadtpolitik befunden: »Für mich waren das keine Besetzer, die eine Wohnung brauchten, sondern das waren für mich Besetzer, die gegen eine bestimmte Politik protestierten, die das System auf irgendeine Weise verändern wollten. Das war nicht mein Problem.«

Die Klage Cohn-Bendits, das »Saubermachen« im Westend habe zu einer Verdrängung der dortigen Wohnbevölkerung geführt, mochte Bubis so nicht stehen lassen. Auseinandersetzungen über die Baupolitik habe es nicht nur in Frankfurt gegeben, wo Banken und Versicherungen um jeden Preis hatten dabei sein wollen, sondern auch in New York, Hannover, Düsseldorf und Tel Aviv. Den von Cohn-Bendit eingeworfenen Begriff des »Spekulierens« akzeptierte Bubis aber bereitwillig: »Nennen Sie es ruhig spekulieren. [...] Der eine spekuliert an der Börse, der andere spekuliert mit einem Haus.« So kämpferisch Bubis sein Agieren im Frankfurter »Häuserkampf« im Nachhinein verteidigte, so energisch drängte er allerdings darauf, dass sich seinerzeit sowohl Juden als auch Christen an der Immobilienspekulation beteiligt hatten. Dennoch habe schon damals dem »unbeteiligten Frankfurter« alsbald der Name Bubis als »Synonym« für die Zerstörer des Westends vor Augen gestanden. Analog dazu sei nun in Fassbinders Theaterstück »der Schuldige gefunden worden. [...] Der ›reiche Jude‹. Der Polizei-Präsident deckt ihn nur. Der Oberbürgermeister will es. Aber der Handlanger, der Zerstörer, ist der ›reiche Jude‹. Das ist das Antisemitische daran.«

Cohn-Bendit konnte in Fassbinders, wie er meinte, »allegorischem« Stück keinen Antisemitismus erkennen, sondern deutete es als eine bewusst grotesk arrangierte Konstellation von Figuren: »Es gibt die Nutte, es gibt einen Homosexuellen, und es gibt einen Juden. Diese drei Figuren, drei Außenseiter, klassische Außenseiter vor dem Zweiten Weltkrieg, werden in eine gesellschaftliche Konfrontation gebracht mit zum Teil völlig absurden und verkehrten Rollen. Ich meine: Dass ein ehemaliger Nazi seinen Lebensunterhalt als Transvestit verdient – da wird mir keiner sagen, dass das eine Realität ist. Und das Spannende bei Fassbinder ist, dass er den Juden und den Homosexuellen in eine harte Konfrontation bringt. Das hat Geschichte in Deutschland, denn Juden und Homosexuelle, sie mussten beide dran glauben im KZ. Das ist eine typische Fassbinder-Umkehrung von Geschichte.«

Um eine Antwort auf die Frage, ob das Theaterstück antisemitisch sei oder nicht, ging es den *Spiegel*-Redakteuren allenfalls in zweiter Linie. Obwohl es in

der Ankündigung des Streitgesprächs hieß, eine Debatte darüber sei »so notwendig wie vielleicht nützlich« und »keineswegs eine originär jüdische Sache«, wollten Karasek und Manz doch erkennbar genau auf diese »jüdische Sache« hinaus. »Sie sind beide Juden«, stellten die Redakteure an passender Stelle des Gesprächs noch einmal fest. Schon dass zwei Juden sich öffentlich stritten, mochte manchem Leser ungewöhnlich erscheinen, dass sie sich ausgerechnet über die Definition von Antisemitismus uneins waren, verlich der Konfrontation zusätzliche Würze. Und mehr noch: Der Disput zwischen Bubis und Cohn-Bendit ließ auch erkennen, dass es offenbar nicht nur konkurrierende Antisemitismusbegriffe innerhalb des Judentums gab, sondern sogar unterschiedliche Begriffe des Judentums selbst. Ignatz Bubis' Auffassung, dass es sich um nichts anderes als eine Religionsgemeinschaft handele, war dem Leser aus dem Vokabular der politischen Bildung seit langem vertraut. Cohn-Bendit dagegen bestritt die religiöse Definition energisch. Er selbst nämlich gehöre »nicht dazu, zur Religion, aber ich bin trotzdem Jude«. In Cohn-Bendits Verständnis ließ sich das Judentum lediglich als »Lebensschicksal« begreifen.

Jenseits des Streits über Fassbinders Theaterstück eröffnete das *Spiegel*-Gespräch Lesern, die mit der Existenz jüdischen Lebens in der Bundesrepublik bis dato allenfalls am Rande konfrontiert worden waren, durchaus neue Perspektiven. Die über Jahrzehnte kaum beachtete Beziehungsgeschichte zwischen Juden und Nichtjuden in Westdeutschland erschien hier plötzlich weitaus komplexer, als es die offizielle Rhetorik von Versöhnung und »christlich-jüdischer Zusammenarbeit«, die nur gelegentlich durch mahnende Worte von Zentralratsfunktionären unterbrochen wurde, glauben machen konnte. Wenn Ignatz Bubis die »jüdische Gemeinschaft in der Bundesrepublik« im *Spiegel*-Gespräch in »zwei Kategorien« einteilte (»Wir haben deutsche Juden, und wir haben Juden in Deutschland«) und Cohn-Bendit beipflichtete (»Ja, klar«), musste sich diese Unterscheidung nicht jedem Leser von selbst erschließen.

Auch der Begriff der »Normalisierung«, über den Bubis und Cohn-Bendit im Laufe des Gesprächs in einen Disput gerieten, war irritierend mehrdeutig: Zum einen bezeichnete er eine von beiden Diskutanten diagnostizierte und kritisierte neue Tendenz in der Bundesrepublik der 1980er Jahre, die kritische Selbstbefragung der Gesellschaft über die nationalsozialistische Vergangenheit für beendet zu erklären und aus der »Gnade der späten Geburt« die Legitimation für einen geschichtspolitischen Schlussstrich abzuleiten. Zum anderen füllte ihn Ignatz Bubis mit einem neuartigen Inhalt: Die in seinen Augen anzustrebende deutsch-jüdische »Normalität« zeichne sich dadurch aus, dass man den Juden »nicht ein Tabu-Mäntelchen überhänge. Normal ist, wenn ich einen jüdischen Verbrecher als Verbrecher bezeichne.« War es tatsächlich so »normal«, dass der *Spiegel*, »seit er besteht, Krach mit einzelnen Juden und Krach mit Vertretern der Judenheit in Deutschland gehabt hat«, wie Rudolf

Augstein in einem dem Streitgespräch beigefügten Kommentar behauptete? War der dezidiert offene, zuweilen angriffslustige Ton, in dem Bubis und Cohn-Bendit deutsch-jüdische Probleme behandelten, seinerseits schon ein Zeichen für eine neue »Normalität«, oder war er nur dem Temperament der beiden Diskutanten geschuldet? Schließlich fragte sich womöglich mancher Leser, ob die Überschrift des Streitgesprächs »Wir haben eine Leiche im Keller« als feinsinnige und mehrdeutige Anspielung zu verstehen war – oder als schlichte Geschmacklosigkeit.

Dass die Geschichte des Nationalsozialismus und des Massenmordes an den europäischen Juden den zentralen Bezugspunkt für das Verhältnis von Juden und Nichtjuden im Nachkriegsdeutschland bildete, musste niemandem erklärt werden. Wohl aber lenkte die Debatte über *Der Müll, die Stadt und der Tod* den Blick vieler erstmals auf eine deutsch-jüdische Nachkriegsgeschichte – auf eine deutsch-jüdische Gegenwart und auf Bruchstellen in diesem Verhältnis, die in den zurückliegenden Jahrzehnten von einem zunehmend routinieren politisch-pädagogischen Aussöhnungsdiskurs bemäntelt worden waren. Der schrille Streit über die literarische Figur des »reichen Juden«, über die Beweggründe des – inzwischen verstorbenen – linken Starautors Fassbinder und über einen vermeintlichen Konflikt zwischen der Freiheit der Kunst und antisemitischer Propaganda warf Mitte der 1980er Jahre ein Schlaglicht auf diese Unsicherheiten und offenen Fragen im deutsch-jüdischen Verhältnis. Deutsch-jüdische Geschichte in der Bundesrepublik – auch das mochte für viele *Spiegel*-Leser eine neue Einsicht sein – hatte sich keineswegs nur in der Sphäre der Erinnerungspolitik und Pädagogik sowie im offiziellen Verhältnis der Bundesrepublik zum Staat Israel abgespielt, sondern kannte auch ganz konkrete Schauplätze und Akteure. Frankfurt am Main war ein Zentrum dieser deutsch-jüdischen Nachkriegsgeschichte.

I

Es ist nicht die Skandalisierung des deutsch-jüdischen Verhältnisses im Frankfurt der 1980er Jahre, die den Ausgangspunkt dieser Studie bildet. Vielmehr geht es darum, die deutsch-jüdische Nachkriegsgeschichte am Beispiel eines besonders hochaggregierten Einzelfalls anders zu betrachten, als dies bislang in der Regel geschehen ist. Die Konzentration auf einen Ort, an dem sich jüdisches Leben nach dem Holocaust neu etablierte und entwickelte, soll die Möglichkeit bieten, die Grenzen der Untersuchung in anderer Hinsicht möglichst weit zu ziehen: Weder wird die Perspektive auf eine Gruppe jüdischer Funktionäre und die von ihnen gelenkten Institutionen (etwa den Zentralrat der Juden in Deutschland) noch auf eine ausgewählte Gruppe jüdischer Intellektueller oder

auf die sich über die Jahrzehnte wandelnde Erinnerungs- und Gedenkkultur beschränkt. Es geht auch nicht um die Geschichte einer Jüdischen Gemeinde.

Ziel ist es vielmehr, am Beispiel eines Ortes möglichst viele Perspektiven auf das jüdische Leben in der »alten Bundesrepublik« zu einem möglichst differenzierten Bild zusammenzuführen. Dies bedeutet nicht zuletzt, die noch immer sichtbaren Grenzen zwischen einer allgemeinen Zeitgeschichtsschreibung und einer zunehmend ausdifferenzierten Jewish History zu überwinden und zu beiden Forschungsfeldern einen Beitrag zu leisten. Während sich die Jewish History immer mehr auf Spezial- und Einzelfallstudien zur jüdischen Nachkriegsgeschichte verlegt, taucht die jüdische Geschichte in Arbeiten zur allgemeinen Zeitgeschichte (Ausnahmen bestätigen die Regel) noch immer lediglich als Randnotiz auf oder fungiert als Gradmesser für den sich wandelnden Umgang der Deutschen mit ihrer NS-Vergangenheit und für die Entwicklung demokratischer Gesinnungsbildung und Versöhnungsbereitschaft in der westdeutschen Gesellschaft.

Jüdische Geschichte im Nachkriegsdeutschland ist aber mehr als eine Kontrastfolie für deutsche Nachkriegsgeschichte. Sie ist integraler Teil der Geschichte der Bundesrepublik, sie ist ein wichtiger Teil der Nachgeschichte des Nationalsozialismus, sie ist eine Migrations- und Integrationsgeschichte, eine Begegnungsgeschichte – und vor allem eine Geschichte eigenen Rechts, die nur selten aus einer »jüdischen Binnenperspektive« in den Blick genommen wird.² Dieser Befund ist umso merkwürdiger, als sich die wissenschaftliche Reflexion über jüdische Nachkriegsgeschichte in den 1980er Jahren unmittelbar aus dem innerjüdischen Selbstverständigungsdiskurs entwickelt hat. Während der 1979 von Henryk M. Broder und Michel R. Lang herausgegebene Band *Fremd im eigenen Land. Juden in der Bundesrepublik*,³ anders als der Untertitel suggerierte, noch als Abbild einer innerjüdischen Debatte über die Möglichkeiten und Grenzen jüdischen Lebens in der Bundesrepublik zu lesen ist, ging der 1986 erschienene Sammelband *Jüdisches Leben in Deutschland seit 1945* bereits aus einer Tagung in der Evangelischen Akademie Arnoldshain hervor, die systematisch die Geschichte jüdischen Lebens in Deutschland nach 1945 behandelte.⁴ Auch dieser erste Überblick über jüdische Geschichte in der Bundesrepublik war wesentlich von einem kleinen Kreis jüngerer jüdischer Intellektueller verfasst. Dennoch sind die in diesem Band versammelten Texte

2 Monika Boll, Raphael Gross: Einleitung, in: »Ich staune, dass Sie in dieser Luft atmen können«. Jüdische Intellektuelle in Deutschland nach 1945, hg. von dens., Frankfurt am Main 2013, S. 9-19; hier S. 13.

3 Henryk M. Broder, Michel R. Lang (Hg.): *Fremd im eigenen Land. Juden in der Bundesrepublik*, Frankfurt am Main 1979.

4 Micha Brumlik u. a.: Vorwort, in: *Jüdisches Leben in Deutschland seit 1945*, hg. von dens., Frankfurt am Main 1988, S. 7-9; vgl. auch Monika Richarz: *Jews in Today's Germanies*, in: *Leo Baeck Institute Year Book* 30, 1985, S. 270 f.

als Ausgangspunkte einer wissenschaftlichen Analyse jüdischer Nachkriegsgeschichte zu verstehen und auch heute noch mit Gewinn zu lesen.

In den frühen 1990er Jahren hatten Publikationen zur Geschichte der Juden im Nachkriegsdeutschland regelrecht Konjunktur. Dass man häufig Überblicksdarstellungen, sowohl in Form von Monographien als auch in Form von Sammelbänden,⁵ anstrebte, ehe noch eine empirische Forschung recht begonnen hatte, zeugt wiederum davon, wie stark die Geschichte von Menschen geschrieben wurde, die sie aus eigener und familiärer Erinnerung kannten und wissenschaftliche Analyse aus persönlicher Erfahrung und Reflexion heraus entwickelten. Die Reihe der Gesamtdarstellungen wurde 2012 vorläufig gekrönt durch die wesentlich von Michael Brenner betriebene *Geschichte der Juden in Deutschland von 1945 bis zur Gegenwart*,⁶ die den Stand der Forschung souverän zusammenführte, aber auch die Grenzen der Quellenbasis offenbarte, die zu diesem Thema zur Verfügung steht.

Als Schwerpunkt empirischer Forschung wurde seit den 1990er Jahren die Geschichte der Juden im Deutschland der Besatzungszeit erkennbar.⁷ Insbesondere zur Geschichte der jüdischen Displaced Persons entstand ein eigenes Forschungsfeld,⁸ das durch Atina Grossmanns Studie *Juden, Deut-*

5 Andreas Nachama, Julius H. Schoeps (Hg.): Aufbau nach dem Untergang. Deutsch-jüdische Geschichte nach 1945. In memoriam Heinz Galinski, Berlin 1992; Erica Burgauer: Zwischen Erinnerung und Verdrängung. Juden in Deutschland nach 1945, Hamburg 1993; Uri Kaufmann (Hg.): Jüdisches Leben heute in Deutschland, Bonn 1993; Y. Michal Bodemann (Hg.): Jews, Germans, Memory. Reconstructions of Jewish Life in Germany, Ann Arbor 1996; Otto R. Romberg, Susanne Urban-Fahr (Hg.): Juden in Deutschland nach 1945. Bürger oder »Mit«-Bürger, Frankfurt am Main 1999; Ruth Gay: Das Udenkbare tun. Juden in Deutschland nach 1945, München 2001; Julius H. Schoeps (Hg.): Leben im Land der Täter. Juden im Nachkriegsdeutschland (1945-1952), Berlin 2001; Richard C. Schneider: Wir sind da! Die Geschichte der Juden in Deutschland von 1945 bis heute, Berlin 2000; Jay H. Geller: Jews in Post-Holocaust Germany 1945-1953, Cambridge 2005; Susanne Schönborn (Hg.): Zwischen Erinnerung und Neubeginn. Zur deutsch-jüdischen Geschichte nach 1945, München 2006; Olivier Guez: Heimkehr der Unerwünschten. Eine Geschichte der Juden in Deutschland nach 1945, München 2011. Vgl. auch die Interview-Sammlung Susann Heenen-Wolf (Hg.): Im Land der Täter. Gespräche mit überlebenden Juden, Frankfurt am Main 1994.

6 Michael Brenner (Hg.): Geschichte der Juden in Deutschland von 1945 bis zur Gegenwart. Politik, Kultur und Gesellschaft, München 2012.

7 Als frühen Beitrag und erste Bilanz gleichermaßen vgl. Michael Brenner: Nach dem Holocaust. Juden in Deutschland 1945-1950, München 1995.

8 Seiner Zeit voraus war hier Wolfgang Jacobsmeyer: Jüdische Überlebende als »Displaced Persons«, in: Geschichte und Gesellschaft 9, 1983, H. 3, S. 429-444. Vgl. beispielhaft Angelika Königseder, Juliane Wetzel: Lebensmut im Wartesaal. Die jüdischen DPs (Displaced Persons) im Nachkriegsdeutschland, Frankfurt am Main 1994 und Jael Geis: Übrig sein – Leben »danach«. Juden deutscher Herkunft in der britischen und amerikanischen Zone Deutschlands 1945-1949, Berlin 2000.

sche, *Alliierte*,⁹ die eine Begegnungsgeschichte im Berlin der Besatzungszeit erzählt, zu einem gewissen Abschluss gekommen zu sein scheint. Im selben zeitlichen Rahmen bewegten sich die ebenfalls florierenden Arbeiten über die frühe Remigration von Juden nach Deutschland¹⁰ und Forschungen zum problematischen Verhältnis der internationalen jüdischen Organisationen zu den Juden im Land der Täter.¹¹ Im Übrigen folgte die Forschung zunächst den zur Verfügung stehenden Quellen und konzentrierte sich auf die Geschichte einzelner jüdischer Gemeinden,¹² auf das jüdische Leben in unterschiedlichen Regionen¹³ und auf innerjüdische Debatten, die sich aus den Protokollen des Zentralrats der Juden in Deutschland rekonstruieren lassen.¹⁴ Vergleichsweise

- 9 Atina Grossmann: *Juden, Deutsche, Alliierte. Begegnungen im besetzten Deutschland*, Göttingen 2012.
- 10 Claus-Dieter Krohn, Patrik von zur Mühlen (Hg.): *Rückkehr und Aufbau nach 1945. Deutsche Remigranten im öffentlichen Leben Nachkriegsdeutschlands*, Marburg 1997; Marita Krauss: *Eroberer oder Rückkehrer? Deutsche Emigranten in der amerikanischen Armee*, in: *Exil* 13, 1995, S. 70-85; dies.: *Die Rückkehr einer vertriebenen Elite. Remigranten in Deutschland nach 1945*, in: *Vertriebene Eliten. Vertreibung und Verfolgung von Führungsschichten im 20. Jahrhundert*, hg. von Günther Schulze, München 2001, S. 103-123; dies.: *Jewish Remigration. An Overview of an Emerging Discipline*, in: *Leo Baeck Institute Year Book* 39, 2004, S. 107-119; Peter Laufer: *Exodus to Berlin. The Return of the Jews to Germany*, Chicago 2003; Claus-Dieter Krohn, Axel Schildt: *Zwischen den Stühlen? Remigranten und Remigration in der deutschen Medienöffentlichkeit der Nachkriegszeit*, Hamburg 2002; Cordula Lissner: *Den Fluchtweg zurückgehen. Remigration nach Nordrhein und Westfalen 1945-1955*, Essen 2006; Irmela von der Lühe, Axel Schildt, Stefanie Schüler-Springorum (Hg.): *»Auch in Deutschland waren wir nicht wirklich zu Hause«. Jüdische Remigration nach 1945*, Göttingen 2008.
- 11 Sylke Tempel: *Zwischen Allmacht und Ohnmacht. Die Beziehungen zwischen amerikanisch-jüdischen Organisationen und der Bundesrepublik seit 1945*, München 1992; Shlomo Shafir: *Der jüdische Weltkongress und sein Verhältnis zu Nachkriegsdeutschland (1945-1967)*, in: *Menora* 3, 1992, S. 210-237; ders.: *Ambiguous Relations. The American Jewish Community and Germany since 1945*, Detroit 1999.
- 12 Zu Bremen: Barbara Johr: *Die Jüdische Gemeinde Bremen. Neugründung und Wiederaufbau 1945-1961*, in: *Arbeiterbewegung und Sozialgeschichte. Zeitschrift für die Regionalgeschichte Bremens im 19. und 20. Jahrhundert* 7, 2001, S. 5-21; zu Düsseldorf und Nordrhein: Donat Strathmann: *Auswandern oder Hierbleiben. Jüdisches Leben in Düsseldorf und Nordrhein 1945-1960*, Essen 2003; zu Dortmund, Düsseldorf und Köln: Jürgen Zieher: *Im Schatten von Antisemitismus und Wiedergutmachung. Kommunen und jüdische Gemeinden in Dortmund, Düsseldorf und Köln 1945-1960*, Berlin 2005. Eine Pionierstudie verfasste Harry Maor bereits 1961: Harry Maor: *Über den Wiederaufbau der jüdischen Gemeinden in Deutschland seit 1945*, Dissertation, Mainz 1961.
- 13 Zum jüdischen Leben in Niedersachsen: Herbert Obenaus (Hg.): *Im Schatten des Holocaust. Jüdisches Leben in Niedersachsen nach 1945*, Hannover 1997; zum Beispiel Franken: Hartmut Bobzin, Gunnar Och (Hg.): *Jüdisches Leben in Franken, Würzburg* 2002.
- 14 Jay H. Geller: *Die Entstehung des Zentralrats der Juden in Deutschland*, in: *Erinnerung*, hg. von Schönborn, S. 60-75; Stephanie Tauchert: *Jüdische Identitäten in*

wenig empirische Forschung liegt zur Begegnungsgeschichte zwischen den Juden in Deutschland und dem Staat Israel bzw. der israelischen Gesellschaft vor sowie über das Leben der nach 1933 aus Deutschland geflohenen Juden in den Ländern ihres Exils.¹⁵

Am Frankfurter Beispiel soll deshalb auch gefragt werden, welche Verbindungen zwischen den Juden in Frankfurt und Personen und Institutionen in aller Welt bestanden. In durchaus transnationaler Perspektive geht es um die möglichen Formen der Verpflanzung der Frankfurter jüdischen Vorkriegsgemeinde ins Exil, vor allem nach Israel und in die Vereinigten Staaten, sowie um mögliche institutionalisierte oder private Kontakte in die alte Heimat. Diese Kontakte waren sowohl für die Frankfurter Wissenschafts- und Demokratiepoltik als auch für die Versöhnungsgesten, die die Stadt gegenüber ihren vertriebenen jüdischen Bürgern aussandte, von Bedeutung. Sie spielten schließlich auch eine Rolle, wenn man sich auf die Akteure, Formen und Defizite in der Ausgestaltung der jüdischen Erinnerungsorte in der Frankfurter Stadtlandschaft konzentriert.

Die zeitgeschichtliche Forschung nahm die jüdische Nachkriegsgeschichte zunächst dort in den Blick, wo diese die Defizite der frühen »Vergangenheitsbewältigung« in Gestalt des fortdauernden Antisemitismus illustrierte, wie es beispielsweise im »Fall Auerbach« geschah.¹⁶ Das Interesse der Geschichtswissenschaft an der Entwicklung jüdischen Lebens in der Bundesrepublik wurde wohl nicht nur dadurch gemindert, dass es sich um das Schicksal einer verschwindend geringen Minderheit von rund 30.000 Menschen handelte, sondern auch dadurch, dass diese Minderheit in der medial vermittelten Öffentlichkeit jenseits einzelner Skandale kaum jemals wahrnehmbar war. Obwohl unmittelbar nach Kriegsende eine Gruppe von durchaus charismatischen Persönlichkeiten die Geschicke der jüdischen Gemeinschaft lenkte, habe diese seit den 1950er Jahren in größter Zurückgezogenheit, ja geradezu unsichtbar im

Deutschland. Das Selbstverständnis von Juden in der Bundesrepublik und der DDR 1950 bis 2000, Berlin 2007.

- 15 Tamara Anthony: *Ins Land der Väter oder der Täter? Israel und die Juden in Deutschland nach der Schoah*, Berlin 2004. Zur Geschichte der »Jeckes« in Israel siehe: Moshe Zimmermann, Yotam Hotam (Hg.): *Zweimal Heimat. Die Jeckes zwischen Mitteleuropa und Nahost*, Frankfurt am Main 2005.
- 16 Constantin Goschler: *Der Fall Philipp Auerbach. Wiedergutmachung in Bayern, in: Wiedergutmachung in der Bundesrepublik Deutschland*, hg. von dems., Ludolf Herbst, München 1989, S. 77-98; Wolfgang Kraushaar: *Die Auerbach-Affäre, in: Leben*, hg. von Schoeps, S. 208-218. Ausführlicher zu Auerbach: Hannes Ludyga: *Philipp Auerbach (1906-1952). Staatskommissar für rassistisch, religiös und politisch Verfolgte*, Berlin 2005. Zur Geschichte des Antisemitismus in der Bundesrepublik noch immer: Werner Bergmann, Rainer Erb: *Antisemitismus in der Bundesrepublik Deutschland. Ergebnisse der empirischen Forschung 1946-1989*, Opladen 1990; Werner Bergmann: *Antisemitismus in öffentlichen Konflikten. Antisemitismus in der politischen Kultur der Bundesrepublik 1949-1989*, Frankfurt am Main 1997.

Land der Täter gelebt, so ist oft zu lesen. Eine neue Generation von offiziellen Vertretern der jüdischen Gemeinschaft (vor allem die führenden Funktionsträger im Zentralrat) habe nicht nur einen erheblichen Pragmatismus im Umgang mit dem Land der Täter und seinen offiziellen Vertretern, sondern auch eine irritierende Loyalität zum bundesdeutschen Staat und seiner Führung ausgebildet.

Anthony Kauders hat diese Beschreibung einer erstaunlich geräuschlosen Zusammenarbeit von jüdischen Funktionären mit der nichtjüdischen politischen Führungselite der Bundesrepublik zu dem Erklärungsmodell eines »Gabentausches« weiterentwickelt, der seit den 1950er Jahren zwischen Juden und Nichtjuden praktiziert worden sei.¹⁷ Die kleine Gruppe der Juden habe dem jungen westdeutschen Staat »demokratische Legitimität und internationale Anerkennung« beschert und sei im Gegenzug mit umfassendem Schutz und politischer Teilhabe belohnt worden. Kauders' Erklärungsmodell gewinnt tatsächlich Überzeugungskraft, wo es um das Handeln der obersten Repräsentanten des Judentums in Deutschland geht, vor allem dort, wo sich diese in den Bekundungen ihrer Loyalität zur Bundesrepublik Deutschland und zu ihren politischen Repräsentanten geradezu überboten – wie dies etwa Werner Nachmann wiederholt vorgeworfen wurde, der als Vorsitzender des Direktoriums des Zentralrats der Juden in Deutschland nach 1969 einen demonstrativen deutsch-jüdischen Patriotismus mit einer ebenso demonstrativen Nähe zu deutschen Spitzenpolitikern verband.

Doch längst nicht jeder Repräsentant des Judentums in der Bundesrepublik passt in dieses Muster. Der knorrige Heinz Galinski, Nachfolger Nachmanns im Amt des Zentralratsvorsitzenden, trat stets als ernster Mahner auf und verbarg seine Erfahrung als Überlebender von Auschwitz niemals hinter freundlicher Beflissenheit. Der Nachfolger Galinskis, Ignatz Bubis, der sich immer wieder demonstrativ als »deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens« um eine selbstverständliche Normalität im Umgang zwischen Juden und Nichtjuden bemühte und schließlich 1993 von der Wochenzeitung *Die Woche* gar als Kandidat für das Amt des Bundespräsidenten ins Gespräch gebracht wurde, bekannte kurz vor seinem Tod 1999, er habe »nichts erreicht« und sei seinem Vorgänger Galinski auch hinsichtlich seiner Verbitterung immer ähnlicher geworden. Bubis wurde auf seinen Wunsch hin in Israel bestattet, nicht in Frankfurt. Wer die Lebenswirklichkeit der jüdischen Bevölkerung in der Bundesrepublik der ersten Nachkriegsjahrzehnte beschreiben möchte, kann mit Kauders' Modell eines Gabentausches – das allerdings darauf auch nicht gemünzt ist – erst recht nichts anfangen. Weder der in sozialer Isolation und

17 Anthony D. Kauders: *Unmögliche Heimat. Eine deutsch-jüdische Geschichte der Bundesrepublik*, München 2007, besonders S. 126-160.

prekären wirtschaftlichen Umständen lebende Holocaustüberlebende noch der Unternehmer polnisch-jüdischer Herkunft, der keinerlei Verbindung zur Jüdischen Gemeinde in seiner Stadt hatte, wird sich als Beteiligter an einem politisch-moralischen deutsch-jüdischen Gabentausch empfunden haben.

Auch andere Charakterisierungen jüdischen Lebens in Westdeutschland sind in sich widersprüchlich, stehen in Kontrast zueinander und scheinen die Komplexität des Gegenstandes durch allzu stark vereindeutigende Interpretationsmuster zu überdecken. Einerseits wird die Existenz einer jüdischen Gemeinschaft in der Bundesrepublik als Beleg für deren heranwachsenden demokratischen Geist aufgefasst, andererseits lebte diese Gemeinschaft in großer Zurückhaltung, war nur noch ein Abglanz ihrer ehemaligen intellektuellen Potenz und lieferte angeblich kaum nennenswerte Impulse zur Geistesgeschichte des Landes. Zum einen erscheinen Juden in der Bundesrepublik als Protagonisten einer langfristig geglückten Integrations- und Versöhnungsgeschichte, zum anderen befand sich die stetig schrumpfende jüdische Gemeinschaft in einem demographischen Niedergang, der sie über kurz oder lang vermutlich um ihre Existenz gebracht hätte, wenn nicht das Ende der Sowjetunion nach 1990 eine vollkommen neue Lage geschaffen hätte.

Diese Beobachtungen fordern dazu heraus, das jüdische Leben in seiner Komplexität an einem Beispiel genauer zu betrachten. Am Ende dieser Studie soll kein neues Narrativ jüdischer Nachkriegsgeschichte stehen, keine neue zugespitzte These, die die Geschichte des jüdischen Lebens in der »alten Bundesrepublik« ganz neu verständlich machen kann. Dessen Vielgestaltigkeit und Widersprüchlichkeit selbst ist der Gegenstand der Untersuchung – und vermutlich müssen mehrere Narrative nebeneinandergestellt werden, um ihm ohne zu große Vereinfachungen gerecht zu werden.

Frankfurt am Main eignet sich als Untersuchungsgegenstand nicht nur deshalb, weil die Stadt ohnehin »als der idealtypische Austragungsort für die Konflikte der Nation«¹⁸ betrachtet werden kann, sondern auch, weil Frankfurt von jeher als Zentrum jüdischen Lebens in Deutschland wahrgenommen wurde, vor 1933 ebenso wie nach 1945. Methodisch dient Frankfurt zum einen als ein Beispielfall. Die Größe und Struktur der dortigen Jüdischen Gemeinde waren mit der Situation in anderen westdeutschen Großstädten vergleichbar; sie können als ebenso typisch gelten wie die sozialen Problemlagen und finanziellen Nöte, mit denen man sich in der Frankfurter Gemeindeführung konfrontiert sah. Zum anderen stellt Frankfurt einen Sonderfall in der jüdischen Nachkriegsgeschichte dar. Früher als irgendwo sonst in Westdeutschland gelangten Juden hier in herausgehobene Positionen, etwa in das Amt des Rektors der

18 Rainer Weber: Frankfurt – die Hauptstadt der Wende, in: Der Spiegel, 18. 1. 1988, S. 130–147; hier S. 131 f.

Universität; deutlicher als in Berlin, Hamburg oder München artikulierten sich die Generationenkonflikte in der Frankfurter jüdischen Gemeinschaft in den 1960er und 1970er Jahren; schärfer als andernorts entbrannte hier in den 1980er Jahren der Streit über den angemessenen Umgang mit der lokalen jüdischen Geschichte. Es ist zu fragen, was Frankfurt zu einem so besonderen Ort jüdischen Lebens in der Bundesrepublik machte und welche intellektuellen Impulse von diesem jüdischen Leben ausgingen. Gleichzeitig geht es darum, die inneren Konflikte und die alltäglichen Probleme der jüdischen Gemeinschaft in Frankfurt zu betrachten. Die doppelte Perspektive auf Frankfurt als Beispiel- und Sonderfall soll es ermöglichen, bisherige Deutungsmuster der jüdischen Nachkriegsgeschichte zu differenzieren und kritisch zu hinterfragen.

Es ist nicht so, dass die Forschungen zur jüdischen Nachkriegsgeschichte stehengeblieben wären bei dem Befund eines unsichtbaren, intellektuell bedeutungslosen jüdischen Lebens einerseits und einer jüdischen Funktionärschicht andererseits, die sich in unkritischer Loyalität dem westdeutschen Staat verschrieben hatte. Es wurde zuletzt durchaus auf die Rolle und die Bedeutung einzelner jüdischer Intellektueller verwiesen.¹⁹ Insbesondere die Figur des Hessischen Generalstaatsanwalts Fritz Bauer ist durch mehrere Monographien, aber auch durch Dokumentationen und Spielfilme einer breiteren Öffentlichkeit bekannt gemacht worden.²⁰ Über das Institut für Sozialforschung, seine Protagonisten und die Frankfurter Schule existiert ohnehin eine kaum noch zu überblickende Literatur. Die Rückkehr des Instituts nach Frankfurt war Gegenstand einer Ausstellung, die 2009 im Frankfurter Jüdischen Museum gezeigt wurde.²¹

Die jüdische Nachkriegsgeschichte Frankfurts wurde zuerst 1998 in einem Ausstellungskatalog zum 50-jährigen Bestehen der Jüdischen Gemeinde behandelt.²² Später hat Helga Krohn eine reich bebilderte Geschichte der Frank-

19 Boll, Gross: Jüdische Intellektuelle. Zur jüdischen Politik und Presse in der frühen Bundesrepublik vgl. auch Andrea Sinn: Jüdische Politik und Presse in der frühen Bundesrepublik, Göttingen 2013.

20 Matthias Meusch: Von der Diktatur zur Demokratie. Fritz Bauer und die Aufarbeitung der NS-Verbrechen in Hessen, 1956-1968, Wiesbaden 2001; Ronen Steinke: Fritz Bauer oder Auschwitz vor Gericht, München 2013; Fritz Bauer Institut, Katharina Rauschenberger (Hg.): Rückkehr in Feindesland? Fritz Bauer in der deutsch-jüdischen Nachkriegsgeschichte (Jahrbuch 2013 zur Geschichte und Wirkung des Holocaust), Frankfurt am Main, New York 2013.

21 Monika Boll, Raphael Gross (Hg.): Die Frankfurter Schule und Frankfurt. Eine Rückkehr nach Deutschland, Göttingen 2009.

22 Georg Heuberger: Die Jüdische Gemeinde Frankfurt am Main. Anfänge, Gegenwart, Zukunft, in: Wer ein Haus baut, will bleiben. 50 Jahre Jüdische Gemeinde Frankfurt am Main. Anfänge und Gegenwart, hg. von dems., Frankfurt am Main 1998, S. 18-30. Vgl. auch Roberto Fabian: Ein Erbe als Herausforderung. Die jüdische Gemeinde in Frankfurt am Main von 1945 bis heute, in: Juden in Deutschland, hg. von Romberg, Urban-Fahr, S. 134-145 sowie die Interviewsammlung Dezernat für Schule und

furter Gemeinde publiziert und Alon Tauber die Gründungsgeschichte der Gemeinde detailliert nachgezeichnet.²³ Außerdem haben einzelne prominente Frankfurter Juden, vor allem Ignatz Bubis,²⁴ Interesse erfahren, aber auch die Rabbiner Wilhelm Weinberg²⁵ und Isaak Emil Lichtigfeld,²⁶ die nach 1945 in Frankfurt wirkten. Kleinere Publikationen existieren zur Situation der Juden in Frankfurt bei Kriegsende und zu ihrer Behandlung durch die Stadtverwaltung.²⁷ Schließlich wurden die Debatten der 1980er Jahre bereits zeitgenössisch dokumentiert. Sehr schnell lag zum Streit über den Frankfurter Börneplatz die »Archäologie eines politischen Konflikts«²⁸ vor, und auch die Fassbinder-Kontroverse wurde seit 1985 wiederholt dokumentiert.²⁹

Bildung, Jüdisches Museum Frankfurt am Main (Hg.): Überlebende, ihre Kinder und Enkelkinder berichten, Frankfurt am Main 2001.

- 23 Helga Krohn: »Es war richtig, wieder anzufangen«. Juden in Frankfurt am Main nach 1945, Frankfurt am Main 2011; Alon Tauber: Zwischen Kontinuität und Neuanfang. Die Entstehung der jüdischen Nachkriegsgemeinde in Frankfurt am Main 1945-1949, Wiesbaden 2008.
- 24 Neben den autobiographischen Schriften Ignatz Bubis' – Ich bin ein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens. Ein autobiographisches Gespräch mit Edith Kohn, Köln 1993; Damit bin ich noch längst nicht fertig. Die Autobiographie, Frankfurt am Main 1996 – siehe Fritz Backhaus, Raphael Gross, Michael Lenarz (Hg.): Ignatz Bubis. Ein jüdisches Leben in Deutschland, Frankfurt am Main 2007. Zu Bubis' Kontrahenten in dem eingangs zitierten Spiegel-Gespräch, Daniel Cohn-Bendit, siehe Sabine Stamer: Cohn-Bendit. Die Biographie, Hamburg 2001 und Sebastian Voigt: Der jüdische Mai '68. Pierre Goldmann, Daniel Cohn-Bendit und André Glucksmann im Nachkriegsfrankreich, Göttingen 2015.
- 25 Y. Michal Bodemann: »Ich verlasse dieses Land mit Verbitterung, doch vor keinem Volk darf man die Fensterläden zuschlagen ...«. Zur Abschiedspredigt von Rabbiner Dr. Wilhelm Weinberg (1901-1976) in Frankfurt/Main am 11. November 1951, in: Menora 6, 1995, S. 345-357.
- 26 Andreas Brämer, Julius Carlebach: Continuity or New Beginning? Isaac Emil Lichtigfeld, Rabbi in Frankfurt, in: Leo Baeck Institute Year Book 42, 1997, S. 275-302. Allgemein zum Rabbinat in Frankfurt siehe Andreas Brämer: Das Frankfurter Rabbinat nach 1945, in: Wer ein Haus baut, hg. von Heuberger, S. 122-127.
- 27 Cilly Kugelmann: Befreiung – und dann? Zur Situation der Juden in Frankfurt am Main im Jahr 1945, in: »Nach der Kristallnacht«. Jüdisches Leben und antijüdische Politik in Frankfurt am Main 1938-1945, hg. von Monica Kingreen, Frankfurt am Main 1999, S. 435-456; Viktoria Pollmann: »Ehrenpflicht« und »Judenbetreuung«. Die Stadtverwaltung und die überlebenden Frankfurter Juden im Jahre 1945, in: Tribüne 44, 2005, S. 137-154.
- 28 Michael Best (Hg.): Der Frankfurter Börneplatz. Zur Archäologie eines politischen Konflikts, Frankfurt am Main 1988; Georg Heuberger (Hg.): Gedenkstätte Neuer Börneplatz, Frankfurt am Main 1988; ders. (Hg.): Stationen des Vergessens. Der Börneplatz-Konflikt, Frankfurt am Main 1992; Susanne Schönborn: The New Börneplatz Memorial and the Nazi Past in Frankfurt am Main, in: Beyond Berlin. Twelve German Cities Confront the Nazi Past, hg. von Gavriel David Rosenfeld, Ann Arbor 2008, S. 273-293.
- 29 Elisabeth Kiderlen (Hg.): Deutsch-jüdische Normalität. Fassbinders Sprengsätze. Pflasterstrand Flugschrift 1, Frankfurt am Main 1985; Andrei Markovits: Rainer

II

Jüdisches Leben an einem Ort ist nicht gleichbedeutend mit der Geschichte der jeweiligen Jüdischen Gemeinde. Die Gemeinde und ihre führenden Repräsentanten sind zweifellos zentrale Akteure, aber durchaus nicht die einzigen. In diesem Buch finden Juden und Nichtjuden immer dann Beachtung, wenn sie in einer Beziehung zur Frankfurter jüdischen Nachkriegsgeschichte stehen, und dies bemisst sich nicht an einem starren Kriterienkatalog. Der langjährige Rabbiner und der Vorsitzende des Gemeinderates kommen ebenso vor wie der Institutsdirektor und Universitätsrektor Max Horkheimer, der kaum je Berührung mit der Jüdischen Gemeinde hatte, und mancher Bauunternehmer und Immobilienhändler, für den das Gleiche gilt. Theodor W. Adorno ist Teil der jüdischen Nachkriegsgeschichte Frankfurts, obwohl er Sohn einer katholischen Mutter und eines zum Protestantismus konvertierten Vaters war, und Daniel Cohn-Bendit zählt zu den Frankfurter Juden, obwohl er nur zeitweise in Frankfurt lebte und sich der jüdischen Religion gar nicht zugehörig fühlt. Die Frage, welche Personen zum Judentum gerechnet werden und welche nicht, wird also im weitestmöglichen Sinn beantwortet: Wer sich selbst als zugehörig zum Judentum betrachtete, findet ebenso Berücksichtigung wie diejenigen, die einen jüdischen Familienhintergrund, aber kein persönliches Verhältnis zur jüdischen Kultur und Religion hatten.

Nicht ganz leicht ist der Umgang mit den Begrifflichkeiten. Die angedeuteten, letztlich unendlich zahlreichen unterschiedlichen Selbst- und Fremdzuschreibungen, die eine Person mit der jüdischen Tradition, der jüdischen Religion und der jüdischen Kultur in Verbindung bringen können, lassen sich sprachlich kaum gleichzeitig sinnvoll differenzieren und in einen lesbaren Text einbetten. Es wird in diesem Buch daher der Sammelbegriff »die Juden« benutzt, der alle Menschen bezeichnen soll, die im skizzierten Sinn mit dem

Werner Fassbinder's »Garbage, the City and Death«. *Renewed Antagonism in the Complex Relationship Between Jews and Germans in the Federal Republic of Germany*, in: *New German Critique* 38, 1986, S. 3-27; Janusz Bodek: *Die Fassbinder-Kontroversen. Entstehung und Wirkung eines literarischen Textes*, Frankfurt am Main u. a. 1991; Susanne Schönborn: »Ein reinigendes Gewitter«. *Die Fassbinder-Debatte 1984/85 als Markstein deutsch-jüdischer Nachkriegsgeschichte*, in: *Trumah* 14, 2004, S. 109-128; dies.: »Juden reden über Gefühle, und die anderen über Kunst«. *Konstruktionen jüdischer Identität in der Fassbinder-Debatte 1984/85*, in: *Der »virtuelle Jude«. Konstruktionen des Jüdischen*, hg. von Klaus Hödl, Innsbruck u. a. 2005, S. 101-117; Salomon Korn: *Im Anderen den Nächsten sehen. Erinnerungen an Ignatz Bubis*, in: *Ignatz Bubis*, hg. von Backhaus, Gross, Lenarz, S. 19-26; Wanja Hargens: *Der Müll, die Stadt und der Tod. Rainer Werner Fassbinder und ein Stück deutscher Zeitgeschichte*, Berlin 2010.

Judentum verbunden sind – verstanden sowohl als die Gesamtheit aller Juden als auch als Sammelbegriff für die jüdische Religion, Tradition und Kultur. Dabei wird auf eine durchgängige Verwendung der männlichen und weiblichen Form im Sinne der Lesbarkeit verzichtet. »Jüdisches Leben« wird mit dem Begriff des »Judentums« gleichsam synonym verwendet, betont allenfalls mehr den Interaktionscharakter jüdischen Lebens, beispielsweise im Sinne von ausgeübter Religionspraxis an einem spezifischen Ort. Der Begriff der »jüdischen Gemeinschaft« soll nicht andeuten, dass es sich bei den jeweils beschriebenen Menschen etwa um eine Gruppe handelt, die eine besondere gemeinsame Haltung zum Judentum einnimmt, sondern er bezeichnet in einem weiteren Sinne alle an einem Ort lebenden Juden, unabhängig davon, ob diese Mitglieder einer Jüdischen Gemeinde sind. Mit »Jüdischer Gemeinde« hingegen wird die Organisationsform einer Religionsgemeinde benannt, im Frankfurter Fall die Körperschaft des öffentlichen Rechts mit der vollen Bezeichnung Jüdische Gemeinde Frankfurt am Main K. d. ö. R.

Wo es um jüdisches Leben im Nachkriegsdeutschland geht, wird oft der Gegensatz betont zwischen den »deutschen Juden« einerseits, die den Holocaust überlebt hatten, und den erst nach 1945 auf deutsches Gebiet gelangten Displaced Persons aus Osteuropa andererseits, die die meisten jüdischen Gemeinden in der Bundesrepublik zahlenmäßig dominierten. Auch Ignatz Bubis und Daniel Cohn-Bendit waren sich im Frankfurter *Spiegel*-Büro 1985 darin einig, dass diese Zweiteilung für die Beschreibung der Gemeinschaft der Juden in Deutschland wesentlich sei. Bei näherem Hinsehen erweist sich diese Unterscheidung allerdings als wenig überzeugend. Wäre der in Breslau geborene Ignatz Bubis tatsächlich durch seine Zugehörigkeit zur Gruppe der Juden aus Osteuropa hinreichend charakterisiert oder zumindest plausibel unterschieden etwa von Paul Arnsberg, einem in Frankfurt geborenen Juden, der Jahrzehnte seines Lebens in Israel verbracht hatte? Und wie passt der in Frankreich von deutsch-jüdischen Eltern geborene, in Paris und Frankfurt lebende Daniel Cohn-Bendit in diese Kategorien hinein? Es erscheint sinnvoll, die Unterteilung der jüdischen Gemeinschaft in »deutsche« und »osteuropäische« Juden dort ernst zu nehmen, wo sie von den Protagonisten selbst wahrgenommen und thematisiert wurde. In diesem Sinne, nicht in dem einer vereinfachenden Zuschreibung, werden diese Begriffe in diesem Buch verwendet.

Welche Selbstbeschreibungen und Deutungsmuster, Zugehörigkeiten und Abgrenzungsbestrebungen im Frankfurter Gemeindeleben artikuliert wurden, ist gleichwohl von großem Interesse. Wer verstand zu welchem Zeitpunkt was unter Judentum und jüdischem Leben in Deutschland? Wer waren die führenden Figuren innerhalb der Jüdischen Gemeinde, und welche Debatten und Konflikte erwachsen aus deren heterogener Zusammensetzung? Zu fragen ist auch nach der Positionierung der Gemeinde gegenüber der nichtjüdischen

Umwelt, namentlich gegenüber der Frankfurter Stadtpolitik und -verwaltung. Was wurde in der Gemeindeführung kontrovers diskutiert, was waren die drängenden Themen, und was wurde nicht oder nur intern kommuniziert? Welche Rolle wurde der jüdischen Gemeinschaft und der Jüdischen Gemeinde von der nichtjüdischen Umwelt zugeschrieben, auf welchen politischen Feldern wurde die Jüdische Gemeinde zum Akteur, und welche Probleme, Missverständnisse und Konflikte traten dabei zutage? Wie änderte sich die Haltung der Stadtverwaltung und -politik gegenüber der kleinen jüdischen Minderheit über die Jahrzehnte, und was lässt sich über die wechselseitige Wahrnehmung sagen?

Ein zentrales Feld deutsch-jüdischer Interaktion waren zweifellos die Auseinandersetzung mit der »jüngsten Vergangenheit« des Nationalsozialismus und die daraus abzuleitende Erinnerungs- und Gedenkkultur. In welcher Weise – und seit wann? – war die Jüdische Gemeinde ein eigenständiger Akteur auf diesem Feld? Wie änderte sich möglicherweise die öffentliche und politische Erwartungshaltung an die Gemeinde und ihre Repräsentanten? Mit welchen Orten in der Stadt verband sich die jeweilige Erinnerungs- und Gedenkkultur, und welche Rolle spielte dabei die jüdische Geschichte? Wie ging man in Frankfurt nach 1945 mit Orten und Stätten um, die in einer Beziehung zu jüdischem Leben standen, und wie begegnete man dem Umstand, dass die Juden, die jetzt in der Stadt lebten, zu Frankfurt in der Regel keine vor das Jahr 1933 zurückreichende persönliche Verbindung hatten? Wann und wie knüpfte man von jüdischer Seite an die jüdische Vorkriegsgeschichte Frankfurts, an jüdische Traditionen, Orte und Personen an – und mit welchem Ziel geschah diese historische Selbstverortung? In welchem Verhältnis stand die Bezugnahme auf die historische jüdische Topographie der Stadt zu der nun etablierten Kultur des Gedenkens an den Nationalsozialismus und seine Opfer?

Die Vermutung liegt nahe, dass sich das Selbstverständnis der Juden in Frankfurt, ihr Verhältnis zur nichtjüdischen Umwelt, aber auch die Formen der Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit in den 1980er Jahren stark veränderten. Dafür spricht nicht nur die häufig beschriebene breite – nach Ansicht vieler wesentlich durch den zu Jahresbeginn 1979 ausgestrahlten mehrteiligen US-Fernsehfilm *Holocaust* ausgelöste – gesellschaftliche Debatte über den Nationalsozialismus, die sich in neuen Bemühungen, die Alltags- und Sozialgeschichte des »Dritten Reiches« zu erforschen, niederschlug. Einen tiefgreifenden Wandel des jüdischen Lebens in den 1980er Jahren scheinen auch die Konflikte über den Frankfurter Börneplatz und die Blockade des Fassbinder-Stücks *Der Müll, die Stadt und der Tod* anzuzeigen. Daniel Cohn-Bendit sprach von einem plötzlichen »Coming-out« der jüdischen Gemeinschaft in der Bundesrepublik. Juden wurden zu Akteuren in

geschichtspolitischen Debatten und vertraten nun auch strittige eigene Positionen. Ob diese Lesart eines schlagartigen Wandels jüdischen Lebens in den 1980er Jahren noch immer überzeugen kann, wird zu fragen sein. Welche spezifischen Vorbedingungen gab es in Frankfurt für die plötzlich aufbrechenden Konflikte? Wie weit reichte deren Vorgeschichte zurück, und welche Rolle spielte dabei die Generationszugehörigkeit der Protagonisten?

Die in den ersten Nachkriegsjahren geborenen jüdischen Kinder steuerten in den mittleren 1980er Jahren auf ihre 40. Geburtstag zu. Seit den frühen 1960er Jahren musste diese sogenannte zweite Generation ihren eigenen Weg finden in einem Land, das man als demokratisches Gemeinwesen oder als Land der Täter wahrnehmen konnte. Sie musste sich mit ihrer Elterngeneration und deren Erwartungen, Ängsten und traumatischen Erfahrungen arrangieren. Ein Frankfurter Spezifikum ist die Frankfurter Jüdische Gruppe, in der sich Angehörige der zweiten Generation zusammenfanden und aus deren Kreis eine Reihe von prominenten Intellektuellen hervorging.³⁰ Die Geschichte dieser vergleichsweise kleinen Gruppe, die als Vorgeschichte des Wandels in den 1980er Jahren aufzufassen ist, soll beschrieben werden. Es waren nicht zuletzt jüngere Frankfurter Juden – namentlich Micha Brumlik, Dan Diner und Cilly Kugelmann –, die schon früh begannen, die eigene Situation als Juden in Deutschland nicht nur zu reflektieren und zu problematisieren, sondern dieses Nachdenken auch publizistisch zu dokumentieren und schließlich den beschriebenen Übergang von autobiographischer Selbstreflexion zu wissenschaftlicher Analyse zu vollziehen.³¹

Brumlik, Diner und andere Angehörige der zweiten Generation tauchen deshalb in dieser Studie in mehrfacher Weise auf: als Protagonisten jüdischen Lebens in Frankfurt seit den frühen 1960er Jahren, als Zeitzeugen und Wis-

30 Vgl. Shila Khasani: Minderheit in der Minderheit. Das politische Engagement der linksorientierten Juden in der Frankfurter Jüdischen Gruppe, in: *Trumah* 14, 2005, S. 55-74; dies.: Oppositionelle Bewegung oder Selbsterfahrungsgruppe?, in: *Erinnerung*, hg. von Schönborn, S. 160-177.

31 Deziert autobiographisch: Micha Brumlik: *Kein Weg als Deutscher und Jude. Eine bundesrepublikanische Erfahrung*, München 2000. Cilly Kugelmann: *Zur Identität osteuropäischer Juden in der Bundesrepublik*, in: *Reichspogromnacht. Vergangenheitsbewältigung aus jüdischer Sicht*, hg. von Micha Brumlik, Petra Kunik, Frankfurt am Main 1988, S. 177-181; dies., Hanno Loewy: *So einfach war das. Jüdische Kindheit und Jugend in Deutschland seit 1945*, Berlin 2002. Daneben Dan Diner: *Fragmente von unterwegs. Über jüdische Sozialisation und politische Identität in Deutschland*, in: *Autonomie. Materialien gegen die Fabrikgesellschaft* 14, 1979, S. 52-57; ders.: *Negative Symbiose. Deutsche und Juden nach Auschwitz*, in: *Babylon*, 1986, H. 1, S. 9-20 und viele weitere Publikationen. Zuletzt ders.: *Im Zeichen des Banns*, in: *Geschichte der Juden*, hg. von Brenner, S. 15-66. Vgl. auch Lea Fleischmann: *Dies ist nicht mein Land. Eine Jüdin verläßt die Bundesrepublik*, Hamburg 1980 und Richard C. Schneider: *Zwischenwelten. Ein jüdisches Leben im heutigen Deutschland*, München 1995.

senschaftler, die seit den 1970er Jahren kommentierend Standortbestimmungen vorgenommen haben – und als Zeitgenossen und Historiker, die auch heute noch über die Geschichte jüdischen Lebens in der »alten Bundesrepublik« nachdenken und schreiben. Dass hier die schriftlichen Zeugnisse der Selbsthistorisierung von Protagonisten zu einer wesentlichen Quelle gemacht werden, mag zunächst als methodischer Fallstrick erscheinen. Tatsächlich sind die autobiographisch erinnerten Anekdoten und Entwicklungen notwendigerweise immer ausgewählt, zugespitzt und schon zugerichtet für eine mehr oder weniger linear zu erzählende Geschichte – allerdings gilt dies für viele Quellen, deren sich Historiker bedienen. Ohne die Heranziehung solcher autobiographischer Texte die alltägliche Realität jüdischen Lebens in einer westdeutschen Großstadt der frühen Bundesrepublik erhellen zu wollen, wäre zudem ganz unmöglich.

Die Lebenswirklichkeit von Juden im Nachkriegsdeutschland hat sich, von autobiographischen Erzählungen einmal abgesehen, allenfalls mittelbar in schriftlichen Quellen niedergeschlagen. Diesem Buch liegen vor allem die Akten der Frankfurter Jüdischen Gemeinde zugrunde, die sich heute im Heidelberger Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland befinden. Auch wenn keine Geschichte der Frankfurter Gemeinde im engen Sinne intendiert ist, so bieten die Debatten, die in ihren Gremien geführt, und die Entscheidungen, die hier getroffen wurden, doch einen wesentlichen Einblick in das, was Juden in Frankfurt über die Jahrzehnte bewegte, in die Missstände, die man glaubte beheben, und die Erfolge, die man meinte feiern zu können. Einen weiteren Schwerpunkt bilden die einschlägigen Bestände des Instituts für Stadtgeschichte in Frankfurt, die den Blick der Stadtverwaltung auf die Jüdische Gemeinde dokumentieren. Hinzu kommen Quellenbestände aus weiteren Archiven in Deutschland, in den USA und in Israel. Schließlich wurde aus den genannten Gründen auch eine Reihe autobiographischer Texte herangezogen, die sich durchaus nicht immer in »Quellen und Literatur« unterscheiden lassen.

III

Der Untersuchungszeitraum beginnt mit dem Jahr 1945. Die Entscheidung, die jüdische Geschichte Frankfurts vor 1945 nicht zu behandeln, wurde dadurch erleichtert, dass diese Geschichte zumindest in ihren wesentlichen Umrissen bereits vorliegt. Schon in den 1960er Jahren tat der Journalist und Verleger Paul Arnsberg den ersten Schritt, die jüdische Geschichte Frankfurts in Eigenregie mit beeindruckender Hartnäckigkeit und Akribie zu erforschen und zu dokumentieren. Unter anderem veröffentlichte Arnsberg 1970 *Bilder aus dem*

*jüdischen Leben im alten Frankfurt*³² und 1971 eine zweibändige Geschichte der Jüdischen Gemeinden in Hessen. Posthum erschien schließlich 1983 seine dreibändige *Geschichte der Frankfurter Juden seit der Französischen Revolution*,³³ an die in den 1980er und 1990er Jahren andere Autoren anschließen konnten.³⁴ Zur Geschichte der Frankfurter Juden im Nationalsozialismus hatte eine eben erst gebildete Kommission zur Erforschung der Geschichte der Frankfurter Juden bereits 1963 eine erste Dokumentensammlung herausgegeben.³⁵

Dieses Buch ist in neun Kapitel aufgeteilt, die im Wesentlichen chronologisch organisiert sind. Thematische Querschnitte sind dabei in die Darstellung eingeflochten, was zu einem gewissen Schwerpunkt auf den 1950er und 1960er Jahren führt. Auf zusammenfassende oder anderweitig systematisierende Abschnitte am Ende einzelner Kapitel wird verzichtet, und auch im Schlusskapitel geht es nicht um eine wiederholende Zusammenfassung, sondern um verschiedene analytische Perspektiven, aus denen man die Frankfurter deutsch-jüdische Nachkriegsgeschichte betrachten kann.

In einem ersten Kapitel geht es um *Rekonstruktion und Neuanfang* jüdischen Lebens im Frankfurt der unmittelbaren Nachkriegszeit. Zu den wenigen überlebenden Frankfurter Juden, aus deren Kreis die Jüdische Gemeinde schnell wieder – oder neu? – gegründet wurde, kam eine große Zahl jüdischer Displaced Persons hinzu, die aus Osteuropa geflohen waren und in dem amerikanischen Hauptquartier Frankfurt am Main einen ersten Fluchtpunkt ihres

32 Paul Arnsberg: *Bilder aus dem jüdischen Leben im alten Frankfurt*, Frankfurt am Main 1970.

33 Ders.: *Die Geschichte der Frankfurter Juden seit der Französischen Revolution*, Bd. 1: *Der Gang der Ereignisse* (bearbeitet und vollendet durch Hans-Otto Schembs), Darmstadt 1983; Bd. 2: *Struktur und Aktivitäten der Frankfurter Juden von 1789 bis zu deren Vernichtung in der nationalsozialistischen Ära* (bearbeitet und vollendet durch Hans-Otto Schembs), Darmstadt 1983; Bd. 3: *Biographisches Lexikon* (bearbeitet und vollendet durch Hans-Otto Schembs), Darmstadt 1983.

34 Rachel Heuberger, Helga Krohn: *Hinaus aus dem Ghetto. Juden in Frankfurt am Main 1800-1950*, Frankfurt am Main 1988; Karl E. Grözinger (Hg.): *Jüdische Kultur in Frankfurt am Main von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Ein internationales Symposium der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main und des Franz Rosenzweig Research Center for German-Jewish Literature and Cultural History Jerusalem, Wiesbaden 1997; Siegbert Wolf: *Frankfurt am Main. Jüdisches Städtbild*, Frankfurt am Main 1996; Renate Heuer, Siegbert Wolf (Hg.): *Die Juden der Frankfurter Universität*, Frankfurt am Main, New York 1997; *Presse- und Informationsamt der Stadt Frankfurt am Main* (Hg.): *Jüdisches Leben in Frankfurt am Main*, Frankfurt am Main 1999; Michael Graetz u. a. (Hg.): *Vom Mittelalter in die Neuzeit. Jüdische Städtebilder*. Frankfurt – Prag – Amsterdam. Essayband zur Jubiläumsausstellung, Heidelberg 1999.

35 Kommission zur Erforschung der Geschichte der Frankfurter Juden (Hg.): *Dokumente zur Geschichte der Frankfurter Juden 1933-1945*, Frankfurt am Main 1963. Vgl. heute zur Geschichte der Frankfurter Juden im Nationalsozialismus: Kingreen: *Kristallnacht*.

weiteren Lebens sahen. Von hier aus hofften sie nach Amerika, nach Palästina oder in andere Länder ausreisen zu können. Da dieser Weg aber vorerst versperrt war, lebten tausende der jüdischen Displaced Persons einige Jahre in einem eilig errichteten Lager in Frankfurt-Zeilsheim. Gleichzeitig kehrten erste überlebende Frankfurter Juden aus dem Exil zurück, dazu ausdrücklich ermutigt von Oberbürgermeister Walter Kolb. Ein besonders beachtetes Signal war die Rückkehr des Instituts für Sozialforschung, das 1950 seine Arbeit in Frankfurt wieder aufnahm.

Bis in die Mitte der 1950er Jahre dauerte anschließend eine Phase der *Migration und Stabilisierung* jüdischen Lebens, der das folgende Kapitel gewidmet ist. Die jüdische Gemeinschaft in Frankfurt setzte sich nun aus den in der Jüdischen Gemeinde organisierten Frankfurter Juden und aus denjenigen Displaced Persons zusammen, die aus verschiedensten Gründen auch nach der großen Auswanderungswelle von 1948 und der Schließung des Lagers Zeilsheim in Frankfurt geblieben waren. Restitution und Entschädigung waren nun zentrale Felder der deutsch-jüdischen Interaktion, auf individueller wie auf institutioneller Ebene. Für die Jüdische Gemeinde war 1956 ein Zustand finanzieller Stabilisierung erreicht. Durch die Fusion der Gemeinde mit dem Komitee der befreiten Juden in Frankfurt am Main, das bislang die Displaced Persons vertreten hatte, war 1949 auch die Frage, wer zukünftig die Gemeinschaft der Frankfurter Juden bilden würde, zumindest formal beantwortet.

Wie *Juden und Deutsche* in den 1950er Jahren in Frankfurt zusammenlebten, ist Gegenstand des nächsten Kapitels, das zum einen die auf verschiedenen Ebenen betriebene »christlich-jüdische Zusammenarbeit« beschreibt und zum anderen einige Konflikte und Skandale untersucht, die diesen Bemühungen um Versöhnung entgegenstanden. Das daran anschließende Kapitel betrachtet die jüdische Gemeinschaft im Frankfurt der 1950er und 1960er aus der Binnenperspektive. In welchem Maße gelang die Integration der jüdischen Bevölkerung in den Arbeitsmarkt? War jüdisches Leben tatsächlich weitgehend unsichtbar für die nichtjüdischen Frankfurter? Wie organisierte man die Fürsorge für die besonders bedürftigen Überlebenden, und wie waren deren Lebensumstände? Die Frage, was die sehr disparate, durch stete Migration gekennzeichnete jüdische Gemeinschaft im Inneren vor allem zusammenhielt – *Sozialfürsorge oder Religion* –, steht im Mittelpunkt dieses Abschnitts.

Nach innen musste es den Verantwortlichen in der Jüdischen Gemeinde und in den jüdischen Organisationen wie der Zentralwohlfahrtsstelle um die Schaffung eines sozialen Raums gehen, in dem jüdisches Leben wieder möglich sein würde. Zu fragen ist, welche Rolle in diesem Zusammenhang die *NS-Vergangenheit und das jüdische Gedächtnis* spielten. In welchen Kontexten existierte überhaupt noch ein lokales jüdisches Gedächtnis, an das man anknüpfen konnte, obwohl die jüdische Tradition Frankfurts durch den Nationalsozia-

lismus beinahe vollständig abgeschnitten worden war? Wie ging man mit noch erhaltenen jüdischen Erinnerungsorten in der Topographie der Stadt um, wer interessierte sich wann für sie und mit welchen Motiven?

Nicht nur in Frankfurt selbst konnte die Bezugnahme auf die Zeit vor 1933 ein wichtiges Element der Stabilisierung und Legitimation jüdischen Lebens sein. Brücken, die man in die Zeit der Weimarer Republik schlagen konnte, waren auch von Bedeutung für die Fortführung jüdischen Lebens im Exil. Im folgenden Kapitel stehen deshalb *Jüdisches Leben und Transnationalität* im Mittelpunkt. Lässt sich in den Vereinigten Staaten oder in Israel ein Anknüpfen an das Frankfurter jüdische Leben der Vorkriegszeit beobachten? Existierte das nach 1933 zerstörte jüdische Leben Frankfurts in Teilen weiter in New York oder Tel Aviv? Eine ganz eigene Politik der transnationalen Kommunikation verfolgte seit den frühen 1960er Jahren der Magistrat der Stadt Frankfurt, der Kontakte zu den vertriebenen jüdischen Bürgern aufnahm.

Ebenfalls seit den frühen 1960er Jahren artikulierten sich in Frankfurt kritische Stimmen aus dem Kreis der zweiten Generation. Die Konflikte blieben zwar zunächst auf das Gemeindeleben begrenzt und entzündeten sich unter anderem an der Frage, wie unabhängig von der Gemeindeführung eine jüdische Jugendzeitschrift betrieben werden durfte. Gleichwohl ging es den Jüngeren im Kern von Beginn an um die Widersprüche, in und mit denen sich die Generation ihrer Eltern in Deutschland eingerichtet hatte. Die *Generationenkonflikte* lassen sich am Schauplatz Frankfurt nachverfolgen von den verschiedenen Debatten über Identität, Religion, Liberalismus und Orthodoxie bis hin zu den Suchbewegungen zwischen Frankfurt, Paris und Israel, die Daniel Cohn-Bendit und andere jüngere Frankfurter Juden im Laufe der 1960er Jahre antraten. Bei manchem keimte dabei die Hoffnung, sich mit den nichtjüdischen Altersgenossen auf dem Terrain der politischen Linken zusammenfinden zu können. Letztlich blieb aber auch dieser Weg versperrt, da die Neue Linke auf Konfrontation zum Staat Israel ging, die in Frankfurt besonders bizarre Blüten trieb. Es waren verschiedene *Krisen und Konflikte* in den 1970er Jahren, die die jüdische Gemeinschaft in Frankfurt in Atem hielten. Unter anderem verschränkte sich der Frankfurter »Häuserkampf« mit erneuten scharfen Kontroversen innerhalb der Gemeinde und zwischen den Generationen. Nicht wenige aus der zweiten Generation fühlten sich am Ende der 1970er Jahre »fremd im eigenen Land«. Mancher kehrte der Bundesrepublik den Rücken, andere schlossen sich zu Diskussionszirkeln zusammen und traten allmählich den Weg in die – jüdische und nichtjüdische – Öffentlichkeit an.

Die jüdische Geschichte Frankfurts in den 1980er Jahren, die im Mittelpunkt des letzten Kapitels steht, ist eine Geschichte der *Skandale und Versöhnungsgesten*, die in schneller zeitlicher Folge auftraten und doch ganz unverbunden nebeneinanderstanden. Einerseits eskalierte der Streit um das Fassbinder-Stück

Der Müll, die Stadt und der Tod, andererseits wurde die feierliche Eröffnung eines neuen jüdischen Gemeindezentrums als äußeres Zeichen einer gelungenen Etablierung jüdischen Lebens in Deutschland verstanden – oder wie der Architekt Salomon Korn sagte: »Wer ein Haus baut, will bleiben«.

Dieses Buch endet mit dem Epochenwechsel von 1989/90, der mit dem Ende der »alten Bundesrepublik« und des Kalten Krieges auch eine scharfe Zäsur für das jüdische Leben in Deutschland brachte. Infolge einer erneuten Einwanderungswelle von Juden aus Osteuropa veränderten sich die Demographie und der Charakter der jüdischen Gemeinschaft im jetzt vereinigten Deutschland nach 1990 sehr stark. Die Strukturen und Institutionen jüdischen Lebens in der Bundesrepublik, die zuvor als fragiles jüdisches Provisorium wahrgenommen wurden, mussten nun ihrerseits als Fundament für eine weitere Neukonstruktion jüdischen Lebens in Deutschland dienen.

2 REKONSTRUKTION UND NEUANFANG (1945-1949)

Kriegsende und amerikanische Besatzung

Das »Dritte Reich« ging in Frankfurt am Main kurz vor Ostern 1945 unter. Nachdem sich die amerikanischen Truppen über Tage langsam genähert hatten, nahmen sie am Gründonnerstag, dem 29. März, die Stadt endgültig ein. Der letzte deutsche Kommandant Oberstleutnant Erich Löffler war am Vortag durch Artilleriebeschuss ums Leben gekommen.¹ Binnen kürzester Zeit verwandelte sich die hessische Metropole in eine neue Stadt, wie sich die Journalisten Richard Kirn und Madlen Lorei Anfang der 1960er Jahre erinnerten: »Der Krieg war aus für Frankfurt. Man kam aus den Bunkern und Kellern ans Licht. Man sah die amerikanischen Truppen in der Siesmayerstraße und im Reuterweg lagern, aus einem Essgeschirr, das man mit seinen vielerlei Fächern bestaunte, erstaunliche Mahlzeiten verzehren, Büchsen verächtlich irgendwohin schleudernd, manche in bunten Heftchen lesend – später erfuhr man, dass man die Heftchen »Comics« nannte.«² Der Neuanfang fand in einer Trümmerlandschaft statt. Am 22. März 1944 war die Frankfurter Altstadt, die allerdings auch schon vorher durch bauliche »Auflockerung« viel von ihrer historischen Bausubstanz verloren hatte, durch Bombenangriffe weitgehend zerstört worden, die Brücken über den Main waren gesprengt. »Ein einziges Ruinenfeld waren Altstadt und das, was man City nennt, die Gegend um die Hauptwache, ein wüstes Steingebirge, in dem sich Einheimische kaum noch zurechtfinden. Die Festhalle war so hohl wie das Kolosseum in Rom«, im Rothschildpark lag das Rothschildpalais, das zuletzt ein Café war, in Trümmern.³

Der Frankfurter Schriftsteller Valentin Senger, der das »Dritte Reich« im Untergrund überlebt hatte, erinnerte sich: »Die Stadt lag im Koma. Es gab nichts zu essen, kein Trinkwasser, kein Gas, keinen Strom und keine Kohlen, um Tee zu kochen oder eine Suppe zu wärmen. Papa, mittlerweile fünfundsechzig Jahre alt, kletterte mit mir über ein zusammengestürztes Haus in der

1 Frolinde Balsler: Geschichte der Stadt Frankfurt am Main, Bd. 6: Aus Trümmern zu einem europäischen Zentrum, Stuttgart 1995, S. 10.

2 Madlen Lorei, Richard Kirn: Frankfurt und die drei wilden Jahre 1945-1948, Frankfurt am Main 1962, S. 17.

3 Ebd., S. 17, 32.

Hochstraße, ganz in der Nähe unserer Wohnung. Wir waren dabei, Brennholz aus den Trümmern zu klaben [...]. Mich überkam ein Gefühl, als müsste ich nur noch ein Stückchen weitergraben, um auf all die widerlichen Gestalten zu stoßen, die mir in den zwölf Jahren des Schreckens so viele Ängste bereitet hatten. Höchst lebendig, wenn auch mucksmäuschenstill und feige, saßen sie in ihren Löchern und warteten auf ihre Zeit: die Denunziantin von gegenüber, die ihre Untermieterin, eine junge Büroangestellte, wegen ›Blutschande‹ mit einem jüdischen Freund bei der Gestapo anzeigte und sie in den Tod trieb. Und all die anderen, die keine Sekunde gezögert hätten, meine Familien und mich den Nazi-Henkern auszuliefern, würden sie gehäht haben, wer wir waren.«⁴

Frankfurt am Main war vor 1933 die deutsche Stadt mit dem höchsten jüdischen Bevölkerungsanteil, die Jüdische Gemeinde war nach Berlin die zweitgrößte in Deutschland. Rund 30.000 Personen, mehr als fünf Prozent der Frankfurter, waren jüdischen Glaubens, wohingegen im Landesdurchschnitt die Zahl bei unter einem Prozent lag. Die jüdische Bevölkerung gehörte in der Regel der Israelitischen Gemeinde an, daneben existierte eine kleinere, orthodoxe Israelitische Religionsgesellschaft (IRG), deren Mitglieder zu einer strengen religiösen Lebensführung verpflichtet waren und 1882 am Börneplatz eine orthodoxe Synagoge eingeweiht hatten. Die jüdische Infrastruktur in Frankfurt war die einer der bedeutendsten Jüdischen Gemeinden in Deutschland. Man zählte vier Synagogen, drei jüdische Schulen, ein jüdisches Waisenhaus sowie Erholungsheime und Altersheime. Schließlich existierte eine nahezu unüberschaubare Vielzahl jüdischer Vereine und Stiftungen, in den letzten Jahren der Weimarer Republik waren es rund 500. Fast 80 Prozent des Gründungskapitals der Frankfurter Universität stammte aus jüdischer Hand, besonders prominent war das 1923 von Felix Weil gegründete Institut für Sozialforschung.⁵

Etwa ein Fünftel der Frankfurter Juden waren Ausländer, zumeist »Ostjuden«, die seit 1880 aus Russland und aus Territorien der Habsburgermonarchie eingewandert waren. Diese Gruppe geriet mit dem alteingesessenen Frankfurter Judentum, das im Wesentlichen dem gehobenen Bürgertum angehörte und etwa zur Hälfte vom Handel lebte, durchaus in Konflikte. Im Jahr 1933 wurden 17 der 23 Warenhäuser in Frankfurt von Juden geführt, in der Textilindustrie und im Textilhandel stellten sie fast 80 Prozent der Firmeninhaber. Juden spiel-

4 Valentin Senger: Kurzer Frühling. Erinnerungen, Hamburg 1992, S. 10 ff.

5 Zur Frankfurter jüdischen Geschichte vor 1933 und im »Dritten Reich« siehe Arnsberg: Geschichte, Bd. 1-3; Heuberger, Krohn: Ghetto; Salomon Korn: Synagogen in Frankfurt am Main, in: Wer ein Haus baut, hg. von Heuberger, S. 130-143; Werner Bendix: Die Hauptstadt des Wirtschaftswunders. Frankfurt am Main 1945-1956 (Studien zur Frankfurter Geschichte, Bd. 49), Frankfurt am Main 2002, S. 26 ff.; Tauber: Kontinuität, S. 15 ff.; Krohn: Juden in Frankfurt, S. 18 ff.